



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wie ich Livingstone auffand.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

er zu Feld ziehen. Es kam bei Sievershausen zum Treffen, am 9. Juli 1553. Das sächsische Heer siegte. Aber Moritz war schwer verwundet. Und bald nachher am 11. Juli gab er seinen Geist auf, — etwas mehr als 32 Jahre alt.

Was seine letzten Ziele gewesen, wer will unternehmen es zu sagen? Auch 1553 stand er wieder in geheimen Verhandlungen mit Frankreich. Gerüchte gingen viele herum: einen großen Angriff auf den Kaiser habe er geplant, seine Erhebung zum römischen Könige d. h. also an die Spitze des deutschen Reiches hätten ihm die Franzosen angeboten. Ob das begründet gewesen? In der Weise, wie es uns heute angedeutet vorliegt, klingt es sehr unwahrscheinlich — war doch der römische König Ferdinand, Karl's Bruder, damals sein Mitirter. Was er in Gedanken geführt, das können wir nicht wissen. Aber daß er etwas beabsichtigt, etwas mehr als die Niederhaltung Albrecht's, das anzunehmen berechtigt uns seine Action von 1546 und 1552. Auch damals hätte vor dem Ziele Niemand zu sagen gewußt, welches das wirkliche Ziel seiner vielseitigen Thätigkeit in jedem Falle war. Diesmal war er vor dem Abschlusse selbst weggerafft, — und damit ist uns der Schlüssel seines Geheimnisses für immer entzogen.

Und übersteht man, was Moritz schon bis dahin in den Anfängen seines politischen Lebens, in dem Lebensalter, in welchem meistens die politischen Charactere noch nicht zu ihrer vollen Reife gelangt sind, in einem Zeitraum von sieben Jahren erreicht und geleistet hat, — die Gründung einer bedeutenderen norddeutschen Hausmacht und die Sicherung des Religionsfriedens für den bedrohten Protestantismus — dann erhebt sich wie von selbst in uns die Betrachtung, daß Größeres, wirklich Großes bei längerem Leben ihm noch möglich gewesen wäre! Und hätte ein Mann seines Geistes noch weiterhin über den Geschicken seiner Nation gewacht, und die Führung der Angelegenheiten noch weiterhin in seine Hand genommen, es ist nicht zu sagen, wie anders die deutsche Geschichte sich gestaltet haben würde!

Die volle Bedeutung eines Staatsmannes für sein Volk ist ersichtlich aus dem, was er gethan und vollbracht hat — sie wird aber ebenso fühlbar in der Lücke, die sein vorzeitiges Abscheiden unausgefüllt hinter sich zurückläßt.

### Wie ich Livingstone auffand.\*)

Dieser reisende Zeitungscorrespondent Mr. Henry Stanley ist in der That ein höchst merkwürdiger Mensch. Sein Werk: „Wie ich Livingstone

\*) How I found Livingstone; Travels, Adventures and Discoveries in Central Africa; including four months' residence with Dr. Livingstone. By Henry M. Stanley, Travelling

auffand“ ist ein mächtig dickes Buch und auf der braunen Decke mit einer Goldvignette geziert, die uns die Scene vorführt, wie Livingstone und Stanley sich in Udschidschi treffen. Wenn man den etliche Pfund schweren Band in der Hand wiegt, so kann man seine Bewunderung dem Verfasser nicht versagen, der erst Anfang August in Europa eintraf, seitdem Duzende und Duzende von Zeitungsartikeln schrieb, bei zahllosen Versammlungen und Zweckessen als Redner auftrat, England und Schottland bereifte — und Anfangs November einen reich illustrierten, mit Karten versehenen Band von 720 Seiten fix und fertig dem staunenden Publikum vorlegt. Das mache ihm jemand einmal nach! Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß ein solches Werk nothwendigerweise Spuren der Flüchtigkeit trägt; doch wollen wir über diese hinwegsehen und dafür das prächtige Erzählertalent, die erstaunliche Frische, den Fleiß bei der Zusammenstellung der Arbeit, den Muth und die Selbstverläugnung des Verfassers hervorheben, der seine halb ritterliche, halb geschäftliche, immerhin lebensgefährliche Sendung mit so großem Geschick durchgeführt.

Das Buch beginnt mit der bekannten Geschichte, wie Herr Bennett, der Eigenthümer des „New-York Herald“, im Grand Hotel zu Paris eine mitternächtliche Unterhaltung mit Stanley hat und ihn beauftragt, den Orient und Afrika zu bereisen. Sein Auftrag lautet zu besuchen und zu schildern: den Rhedive und Suezcanal, Sir Samuel Baker und den Nil, Jerusalem, den Sultan und Konstantinopel, die Krim, den Kaukasus, das kaspische Meer, Persopolis, Bagdad, Persien und Indien; endlich soll er Livingstone in Innerafrika suchen. Gewiß ein Auftrag, wie er noch keinem Reporter ertheilt wurde! Aber Stanley sagte Yes und reiste ab. Das ereignete sich im Oktober 1869, und im Januar 1871 bereits, also nach fünf Viertel Jahren, hatte er auf der Nilinsel Philae ein Duell zwischen dem Hauptingenieur Baker's und „einem tollen Franzosen“ verhindert, er war in der Grabkirche gewesen, hatte mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten die Moscheen Stambuls besucht, auf den Wällen Sebastopols gestanden, mit dem Civilgouverneur des Kaukasus in Tiflis dinirt, in der russischen Gesandtschaft zu Teheran gewohnt, seinen Namen auf die Ruinen von Persopolis geschrieben, war durch Persien nach Indien gereist und von Bombay über die Insel Mauritius nach Sansibar an der ostafrikanischen Küste. Das ist eine Leistung; keine Frage. Wie Stanley schildert, davon möge die nachstehende Beschreibung des großen Handelsemporiums Sansibar einen Begriff geben. „Ich schlenderte durch die Stadt. Ich empfinde den Eindruck enger, winkliger Gassen, weißgetünchter Häuser, mörtelgeplasterter Straßen in den sauberen Quartieren; ich sehe Arkaden zu beiden Seiten, vor denen rothbeturbante Banianen sitzen,

Correspondent of the New-York-Herald. Illustrations and Maps. London. Sampson Low and Co. 1872. Preis 21 sh. = 7 Thlr. — Berlin bei Asher & Comp. Preis 2—3 Thlr.

und schmutzige Sommerwollstoffe, Drucks, Calicos, kurz allerlei im Hintergrund. Ober Fluren, dicht bedeckt mit Elephanzähnen, oder dunkle Winkel in denen rohe Baumwolle aufgestapelt liegt, Vorräthe von Eisenwaaren, Nägeln, Geräthschaften. Das Alles im Baniannenquartier. Dann wieder Straßen mit üblem Geruch, ja stinkend, mit Schweiß gebadeten gelben und braunen Körpern, auf denen wollhaarige Köpfe sitzen, hingelungert vor die Thüren elender Hütten, keifend, lachend, schächernd, dazu der untermischte Geruch von Häuten, Theer, vegetabilischen Abfällen, Excrementen — das ist das Negerquartier. Dann wieder Straßen mit hohen, solid ausschauenden Häusern, flachdachig, mit großen geheizten Thormegen, Bronzeklopfern, mit Portiers, die mit untergeschlagenen Beinen dasthen und am Thore die Besucher empfangen; ich sehe eine schmale, seichte Seezunge ins Land treten, darauf Dhaus (arabische Fahrzeuge), Canoes, Boote, ein oder zwei im Schlamm der Ebbe liegende altmodische Schleppdampfer; wieder taucht vor mir auf „Nasimoja“, „Ein Tokosbaum“, wohin allabendlich die Europäer mit langsamen Schritte wandeln um die frische Luft zu schöpfen, welche über die See herstreicht, während der Tag vergeht und die rothe Sonne im Westen sinkt; oder ich sehe die Gräber einiger Matrosen, welche ihre Ankunft in diesem gefährlichen Klima mit dem Tode bezahlten; oder ich erblicke das große Haus, in dem Dr. Tozer lebt, der Missionsbischof von Centralafrika, und worin die Schule für kleine Afrikaner ist. Und noch viele andre Dinge sehe ich.“

Stanley ging sofort an die Organisation seiner Expedition ins Innere. Von all seinen Arbeiten und Unternehmungen giebt er einen vorzüglichsten, ins Einzelne gehenden Bericht, wobei auch manche persönliche Geschäftigkeiten gegen den englischen Consul in Sansibar, Dr. Kirk, mit unterlaufen, die wir hier übergehen können. Es lag Stanley daran, den Zweck seiner Expedition völlig geheim zu halten und so täuschte er die Europäer in Sansibar über dieselbe; nur so ganz nebenbei fragte er nach Livingstone, über den er natürlich Zuverlässiges nicht erfuhr. Mit großer Energie wurden die Vorbereitungen rasch betrieben und dabei nur ein Fehler begangen. Stanley engagirte als Gehülfen zwei englische Matrosen, Farquhar und Shaw, ein paar trunkene, nichtsnutzige, herabgekommene Subjecte, welche ihm im Innern viel Aerger verursachten, dort aber auch beide starben. Mit den Eingeborenen dagegen war er glücklicher, da er mehrere der ehemaligen Begleiter des Reisenden Speke engagiren konnte. Nach einem Monat angestrenzter Arbeit hatte Stanley seine Tauschmittel, seine Garde, seine Esel und Pferde beisammen, die in vier arabischen Dhaus nach dem Festlande, nach dem Karavanenausgangspunkt Bagamojo übergesetzt wurden. Genau wird berichtet von den „Askari“ oder bewaffneten Dienern, von den „Bagasi“ oder Trägern, von den „Doti“, den Zeugballen, von den „Fundo“ oder Perlen, von den Kupfer-

drahtrollen, die alle als Geld und Tauschmittel dienten, um Stanley und seine aus 192 Menschen bestehende Karavane im Innern zu unterhalten. Sechs Wochen verbrachte er in Bagamojo bis alles in Ordnung war; dann nahmen die Bagasib ihre Bündel auf den Kopf, die Esel wurden gesattelt und beladen, Stanley — Bana Mkuba oder der große Herr genannt — stieg zu Pferde; der Kirangosi oder Führer entfaltete das amerikanische Banner mit den Sternen und Streifen, die Askari feuerten eine Salve ab — und fort ging es, dem Innern Afrikas zu.

Ghe wir aber dem reisenden Correspondenten weiter folgen und von Unjanjembe, Udschidschi, Tanganjika u. s. w. reden — Namen, die manchem Leser fürchterlich klingen — wollen wir etwas orientirend geographisch verfahren und bitten den Leser eine Karte zur Hand zu nehmen. Die Insel Sansibar, von wo die Expedition ausging, wird vom sechsten Grade südlicher Breite geschnitten. Am Festlande ihr gegenüber, nur durch einen wenige Meilen breiten Kanal getrennt, liegt Bagamojo, der Ausgangspunkt der Karavanan nach dem Innern. Die Karavananstraße führt gerade in westlicher Richtung nach einem Stapelplatz Namens Unjanjembe, der in gerader Linie etwa 90 deutsche Meilen vom Meere entfernt ist. Hier haben die arabischen Kaufleute Niederlagen von Elfenbein und Selaven errichtet. Wieder weiter westlich von Unjanjembe, etwa 50 deutsche Meilen von letzterem entfernt, liegt der Handelsplatz Udschidschi am östlichen Ufer des großen Tanganjikasees. Wenn die schwarzen Eingeborenen und ihre Häuptlinge in diesen Gegenden nicht unter sich oder mit den Arabern in Krieg verwickelt sind, so ist die Straße für eine größere Karavane ohne Gefahr zu passiren. Sind jedoch Fehden ausgebrochen, wie zur Zeit als Stanley hier reiste, dann wird der Weg gefährlich und der Wanderer muß große Umwege machen. Keinenfalls aber ist der Weg, der meist durch ebenes Land führt, schwierig zu finden. Fluthen erscheinen als das einzige natürliche Hinderniß, und Führer bekommt man überall. Die ganze Straße von Bagamojo nach Udschidschi ist so genau bekannt wie die Chaussee von Leipzig nach Berlin und die Schwierigkeiten liegen nur im Klima und den Eingeborenen. Zunächst hat der Europäer sich mit dem Fieber abzufinden, von dem er bis zu seiner Ankunft in Udschidschi etwa ein halbes Duzend Anfälle zu überstehen hat. Auch seine Leute machen ihm zu schaffen; sie desertiren, meutern, verlangen höhere Zahlung an Perlen und Kupferdrath, als ausbedungen, oder sterben auch an der Cholera. Der Mensch ist eben das schlechteste Transportmittel und in den in Rede stehenden Regionen Afrikas ist aus verschiedenen Ursachen leider kein anderes verwendbar. Am schlimmsten aber ist der Reisende daran, wenn ihm seine Vorräthe ausgehen sollten; diese dienen als Tauschmittel, sind sein Geld und ohne dieses ist auch im „idyllischen“ Lande der Schwarzen gar nichts zu haben. Ein

Reisender in Centralafrika ohne Vorräthe ist schlimmer daran als ein Mensch in Berlin ohne Geld. Führen die Eingeborenen keinen Krieg, ist der Reisende gesund, seine Karavane im guten Stande, die Wache gehörig bewaffnet, dann mag er sich wohl befinden; alles hängt dann von seiner Energie, seinem Muth, seinem Auftreten ab. Räuberei kommt selten vor, immer Kriegszeiten ausgenommen. Das Tributsystem an der Karavanenstraße zwischen dem Meere und dem Tanganjikasee ist so vortrefflich ausgebildet wie bei uns das Steuersystem und selbst die betrunkenen Negerhäuptlinge an der Straße sind weise genug die Karavane nicht zu berauben, damit ihnen die milchende Kuh nicht verloren gehe. Dagegen enthalten sich auch die slavenjagenden Araber an der Straße meist aller Gewaltthaten; ihre „Jagdgründe“ liegen weiter im Innern. Das Land selbst ist, wüste Striche abgerechnet, wohl bevölkert und die Neger führen Flinten als Waffen, die ihnen von den Händlern zugebracht werden.

Die Seen, von denen die Rede sein wird, und die sich zwischen 3 Grad nördlicher Breite und 12 Grad südlicher Breite erstrecken, sind die nachstehenden. Der Tanganjikasee, 130 deutsche Meilen von dem Meere entfernt, von Nord nach Süd gegen 100 Meilen lang und durchschnittlich 15 Meilen breit, 2800 Fuß über dem Meere. Er hat von Norden her einen Zufluß, den Rufisi, keinen bekannten Abfluß und steht mit den übrigen Seen Innerafrikas in keiner Verbindung. — Nördlich vom Tanganjikasee erstreckt sich etwa gleich lang und groß der Mwtan Nziye, 1864 von Baker entdeckt und Albertsee getauft. Aus ihm fließt der Hauptarm des Nil ab. Höhe dieses Sees über dem Meere 2720 Fuß. — Westlich von dem obengenannten liegt ein großer See, der Ukerewe, 1858 von Speke entdeckt und Victoriasee getauft. Sein Abfluß, der Somerset, geht in den Mwtan Nziye, mithin ist der Ukerewe der eigentliche Quellsee des Nil. An seinem südlichen Ufer fand Speke 1858 eine Höhe von 4700 Fuß über dem Meere, an seinem nördlichen aber, auf seiner zweiten Reise mit Grant 1862, 4300 Fuß. Hieraus kann man, wenn keine Messungsfehler vorliegen, schließen, daß der Ukerewe aus zwei oder mehreren, näher zu erforschenden Seen besteht. — Südlich und westlich vom Tanganjikasee liegt eine Reihenfolge von Seen, die Livingstone seit dem Jahre 1868 entdeckte, die durch Flußläufe mit einander verbunden sind und deren schließlichen Verlauf Livingstone nicht kennt; er vermuthet jedoch die Quelle des Nil in diesen Seen und Flüssen gefunden zu haben, eine falsche Ansicht, denn neuerdings ist von Dr. Behm unter Berücksichtigung alles einschlagenden Materials nachgewiesen worden, daß die Flüsse und Seen, welche Livingstone entdeckte, den oberen Lauf des an der afrikanischen Westküste mündenden Congo ausmachen. Wir haben uns hier mit den Gründen für diese unserer Ansicht nach durchaus zutreffende Meinung nicht

aufzuhalten, sondern skizziren nur flüchtig das Fluß- und Seensystem, welches Livingstone entdeckte. Zwischen 10 und 11° südl. Br. fließt, südlich vom Tanganjika-See von Osten nach Westen der Tschambesistrom — nicht zu verwechseln mit dem weiter gelegenen Sambesi — und mündet in den großen, von Ost nach West sich erstreckenden, etwa 4000 Fuß über dem Meere gelegenen Bargweolosee. Dieser hat einen nördlichen Abfluß, den großen Luapulastrom, der in den Moero-See fällt, aus diesem heraus tritt und in den Kamolondo-See geht. Wiederum tritt am Nordende des letzteren ein Fluß in mannigfachen Krümmungen heraus, Webb's Qualaba genannt, der in einen etwa 2000 Fuß hoch gelegenen, noch nicht besuchten Namenlosen See mündet. Der obere Congo durchläuft also unter verschiedenen Namen vier Seen. In den Qualaba fällt aber noch der Loekifluß, welcher ein Abfluß des weiter westlich gelegenen Lincolnsees ist. Es handelt sich also bei Livingstone's Entdeckungen um nicht weniger als um fünf neue Seen. Freilich fünf Jahre mühevoller Arbeit hatte es den großen Forscher gekostet, ehe er so weit war und schließlich langte er in Udschidschi an, völlig entblößt von allen Mitteln, in der peinlichsten Lage. Da traf ihn Stanley, juist zur rechten Stunde.

Nachdem wir solchergestalt die Leser geographisch orientirt, können wir den Faden von Stanley's Erzählung wieder aufnehmen. Das erste Unglück, welches diesen traf, war der Tod seiner beiden Pferde, „die an einer mysteriösen Krankheit starben.“ Wir hätten das Herrn Stanley voraussagen können; unter hundert Pferden vermag kaum eines in Süd- und Innerafrika, etwa vom 18. Breitengrade an, auszudauern; die Thiere gehen dort fast alle an einer klimatischen Krankheit zu Grunde; übersteht aber eines dieselbe, so ist es acclimatistirt und heißt ein „gesalzenes“ Pferd. Die Esel dagegen starben langsamer hin: das Wetter, Ueberanstrengung und Krokodile machten ihnen den Garaus und nicht ein einziger erreichte Udschidschi. Die Landschaften am Wege, die Stanley durchzog, waren von außerordlicher Abwechslung und zum Theil sehr schöner Scenerie. Wir lesen von dichten Urwäldern, von wüsten Plateaus, zahlreichen kleinen Dörfern, ungeheuer ausgedehnten mit Getreide bestellten Flächen. Im allgemeinen war das Land da, wo der Boden fruchtbar ist, wohl bevölkert und gut angebaut. Der Weg war regelmäßig und wenn auch keine europäische Chaussee, doch fortwährend belebt; viele arabische Karavananen begegneten dem Reisenden, dann folgten lange Reihen von Trägern mit Elfenbein beladen, oder eine Sklavenkette, mit dem Halse in Holzgabeln gesperret, aber meist fröhlichen Muthes. Drei Wochen war Stanley von Bagomojo unterwegs als ihm ein Araber, Salim Ben Raschid, begegnete, der nicht weniger als 300 Elefantenzähne nach der Küste transportiren ließ. Von ihm erhielt Stanley die ersten Nachrichten über Livingstone. Er hatte

den wandermüden Forscher in Udschidschi getroffen, Hütte an Hütte mit ihm gewohnt und beschrieb ihn als alt, mit langem grauem Bart, durch schwere Krankheit herabgekommen und geschwächt. Aber das war schon vor sehr langer Zeit gewesen. (Schluß folgt.)

## Der letzte jesuitische Feldzug im tiroler Landtag.

Aus Tirol.

Die clericale Mehrheit des tiroler Landtags gab schon oft und viel zu reden von ihren Sondergelüsten, ihrem wunderlichen Staatsrecht, dem Veto der Bischöfe in Schulsachen, dem Privileg zur Ablehnung der Kriegshülfe, ihrem Wahrspruch über die Decemberverfassung u. dgl. m. Aber ihre jüngste Leistung hat unseres Erachtens die früheren doch fast in Schatten gestellt.

Am 8. Oktober dieses Jahres versammelte sich im Palaste des Fürsten Salm zu Wien ein föderalistisches Kränzchen, worin auch Tirol mannhaft vertreten war. Die Vorkämpfer der österreichischen „Rechtspartei“ beschlossen beharrlichen passiven Widerstand gegen die Decemberverfassung durch Nichtbesuchung des Reichsrathes und seiner Delegationen, eventuell auch der Landtage. Diesen parlamentarischen Strife recht drastisch in Scene zu setzen war Niemand geschickter als der Jesuitenklub im tiroler Landtage. Im Vertrauen auf seine mächtigen Helfer übernahm er die Initiative. Anlaß dazu gab die Rectorwahl an der Universtität Innsbruck. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Das provisorische Gesetz vom 29. September 1849 verordnete, daß der Rektor an sämtlichen österreichischen Universtitäten nur aus der Zahl der ordentlichen Professoren, d. i. solcher, die vom Kaiser ernannt und auf die Staatsgesetze vereidigt sind, ernannt werden solle. Der Concordatsminister Graf Leo Thun hob indessen zu Gunsten der Jesuiten, denen die neuerrichtete theologische Fakultät in Innsbruck auf Grund einer kaiserlichen Entschließung überantwortet wurde, diese Bestimmung auf, und bedeutete in einem an den akademischen Senat daselbst gerichteten, aber nie veröffentlichten Erlaß vom 6. November 1857, „daß jene Priester der Gesellschaft Jesu als Professoren der theologischen Fakultät ohne weiteres anzuerkennen sein werden, welche der Vorstand der Ordensprovinz dem akademischen Senate als solche namhaft machen wird,“ und erklärte die akademischen Gesetze auch gültig für die Wahl des Universtitätsrektors aus dieser Fakultät. Hiernach mußte das Rektorat der Reihe nach je im dritten, und, nach Errichtung der medicinischen Fakultät